

Literatur und Philosophie



Dennis Sölch | Birgit Capelle [Hrsg.]

Literarische Philosophie – Philosophische Literatur

Formen des Philosophierens
von Platon bis Heidegger

VERLAG KARL ALBER



Dennis Sölch, Birgit Capelle (Hrsg.)

Literarische Philosophie –
Philosophische Literatur

VERLAG KARL ALBER



Literatur & Philosophie



Herausgegeben von
Jennifer Pavlik und René Torkler

Wissenschaftlicher Beirat:
Katharina Bauer, Monika Class, Josef Früchtl,
Barbara Hahn, Vittorio Hösle

Band 4

Dennis Sölch,
Birgit Capelle (Hrsg.)

Literarische Philosophie – Philosophische Literatur

Formen des Philosophierens
von Platon bis Heidegger

Verlag Karl Alber Baden-Baden

Dennis Sölch, Birgit Capelle (Eds.)

Literary Philosophy – Philosophical Literature

Forms of Philosophizing from Plato to Heidegger

Form and content are interdependent in philosophy. Each subject matter demands its appropriate form of representation, which in turn makes new content linguistically comprehensible. This volume examines the methodological reasons for the interconnection of philosophy and literature and addresses the works of Plato, Montaigne, James, Heidegger, and others from an interdisciplinary perspective.

The editors:

Dennis Sölch is a philosopher and has been working at the Institute of Philosophy of Heinrich-Heine-University Düsseldorf since 2010. He is the executive director of the *German Whitehead Society*, a regular lecturer at the University of Klagenfurt and was »William James Scholar in Residence« at the William James Center of the University of Potsdam in 2016. He publishes on philosophy and its history, especially on Process Metaphysics, Transcendentalism, Pragmatism, Existentialism and Cultural Philosophy.

Birgit Capelle is a researcher and lecturer at the North American Studies Program of Rheinische Friedrich-Wilhelms University Bonn. She has taught at Heinrich Heine University Düsseldorf, where she wrote her dissertation on *TIME in American and East Asian Thinking* (Winter, 2011). Capelle's primary research interests concern American Transcendentalism, Pragmatism, Life Writing, and the convergences and intersections of U.S. American and Asian thought (Comparative Philosophy).

Dennis Sölch, Birgit Capelle (Hrsg.)

Literarische Philosophie – Philosophische Literatur

Formen des Philosophierens von Platon bis Heidegger

Form und Inhalt hängen in der Philosophie voneinander ab. Jeder Gegenstand verlangt nach einer angemessenen Darstellungsform, die wiederum neue Inhalte sprachlich fassbar macht. Der Band untersucht die methodischen Gründe für die Verflechtung von Philosophie und Literatur und widmet sich aus interdisziplinärer Perspektive unter anderem Platon, Montaigne, James und Heidegger.

Die Herausgeber:

Dennis Sölch ist Philosoph und seit 2010 am Institut für Philosophie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf beschäftigt. Er ist Geschäftsführer der *Deutschen Whitehead Gesellschaft*, regelmäßiger Lehrbeauftragter an der Universität Klagenfurt und war 2016 »William James Scholar in Residence« am William-James-Center der Universität Potsdam. Er publiziert zur Philosophie und ihrer Geschichte, insbesondere zu Prozessmetaphysik, Transzendentalismus, Pragmatismus, Existenzphilosophie und Kulturphilosophie.

Birgit Capelle ist Amerikanistin am Nordamerikastudienprogramm der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und war zuvor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf tätig. Ihre Promotionsschrift *TIME in American and East Asian Thinking* erschien 2011 bei Winter. Im Zentrum ihrer Forschung stehen u. a. der amerikanische Transzendentalismus und Pragmatismus, Life Writing und der Vergleich der Ideengeschichten Nordamerikas und Asiens (Comparative Philosophy).

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH, Baden-Baden 2022
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-99946-2
ISBN E-Book (PDF) 978-3-495-99947-9

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
<i>Dennis Sölch, Birgit Capelle</i>	
Von den psychischen Bedingungen des Denkens. Zur literarischen Gestaltung des Philosophierens in Platons <i>Phaidon</i>	21
<i>Alexander Becker</i>	
Das Reisemotiv in der literarischen Philosophie der französischen Aufklärung. Montaignes <i>Essais</i> und Montesquieus <i>Lettres persanes</i>	49
<i>Oliver Victor</i>	
Zur subjektiven Allgemeinheit repräsentativer Lebensentwürfe. Von Kants Ästhetik zu Emersons Ethik	81
<i>Dennis Sölch</i>	
Annäherungen an das Überschüssige. Erzählung und Wirklichkeit bei William James	109
<i>Ana Honnacker</i>	
»That precarious Gait«: The Pragmatist Poetics of Emily Dickinson	137
<i>Christa Buschendorf</i>	

Inhaltsverzeichnis

Pragmatist Thinking in Search of a Proper Language: Gertrude Stein's Literary Philosophy	155
<i>Herwig Friedl</i>	
Von der (Un-)Behaustheit des Denkens. Literarische Reflexionen zu philosophischer Systematizität bei Heidegger und Thoreau	184
<i>Dennis Sölch</i>	
»Es könnte wahrscheinlich auch anders sein«. Philosophie im Modus der Möglichkeit in Robert Musils <i>Mann ohne Eigenschaften</i>	217
<i>Sebastian Hüsch</i>	
Das Ende der Intersubjektivität? Wissenschaft, Literatur und Transformative Erfahrungen	246
<i>Michael G. Festl</i>	
Innovative Formen philosophischer Schriftstellerei: Von Parmenides bis Wittgenstein	272
<i>Werner Stegmaier</i>	
Personenregister	291
Über die Beitragenden	295

Dennis Sölch, Birgit Capelle

Einleitung

Es ist seit jeher charakteristisch für die Philosophie, dass sich ihr Selbstverständnis immer wieder in Form der Abgrenzung von dem artikuliert, was nicht Philosophie ist. Diese distanzierende Verhältnisbestimmung kapriziert sich seit der Neuzeit insbesondere auf die Naturwissenschaft, der die Philosophie sich beispielsweise als Erkenntnistheorie vorgeschaltet sieht oder deren Abstraktionen und Methoden sie als Wissenschaftstheorie kritisch begleitet. Im Unterschied dazu erweist sich die Grenzziehung zwischen Philosophie und Literatur nicht nur als historisch älter – Platons Ansinnen, die Dichter aus der idealen Polis zu verbannen, ist in diesem Zusammenhang zwar das prominenteste, doch lange nicht das einzige Beispiel –, sondern aus unterschiedlichen Gründen zumeist auch als deutlich größere Herausforderung.

Schon die Tatsache, dass Philosophie sich seit Platon in Texten artikuliert, die von unterschiedlicher literarischer Gestalt und Qualität sein können, legt die Vermutung nahe, dass das Philosophieren sich nicht auf ›reine‹ Inhalte beschränkt, die lediglich kontingenterweise in eine sprachliche Form gebracht werden müssen. In der öffentlichen Wahrnehmung schlägt sich dieser literarische Charakter der Philosophie nicht zuletzt in der Tatsache nieder, dass der Nobelpreis für Literatur immer wieder an prominente Philosophen vergeben worden ist. Von Rudolf Eucken über Henri Bergson und Bertrand Russell bis hin zu Albert Camus und Jean-Paul Sartre, der die Auszeichnung allerdings ablehnte, reicht die Liste der Denker, deren Werk nicht zuletzt aufgrund seiner besonderen literarischen Qualität ein weltweites Publikum erreicht hat. Umgekehrt gibt es zweifellos bedeutsame literarische Werke, die immer wieder philosophisches Interesse geweckt haben. Fjodor Dostojewskis *Brüder Karamasow*, Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* oder Franz Kafkas Erzählungen sind paradigmatische Beispiele für Literatur, die sich ähnlichen Fragen verdankt, wie sie die Philosophie um- und an-

Dennis Sölch, Birgit Capelle

treiben. Wo genau die Grenze zwischen philosophischer Literatur und literarischer Philosophie gezogen werden kann und in welchem Maße die Literarizität eines philosophischen Buches mit seinem spezifischen Inhalt verbunden ist, bleibt jenseits solcher alltäglichen Kategorisierungen meist wenig beachtet.

Es ist zwar ein Gemeinplatz, dass Philosophinnen und Philosophen Texte verfassen, die mit den Mitteln der Literaturwissenschaft untersucht werden können, doch gerät ob der scheinbaren Trivialität dieser Feststellung oft in Vergessenheit, dass die Bandbreite der philosophischen Textgattungen durchaus systematische Relevanz hat. Die Philosophie als ein Ganzes lässt sich nicht als ein einheitliches Genre verstehen, will man nicht die Vielfalt dessen, was überhaupt Gegenstand, Anliegen und Intention philosophischer Tätigkeit sein kann, in einer Weise begrenzen, die signifikante Bereiche dessen, was in der Philosophiegeschichte eine Rolle gespielt hat oder weiterhin spielt, von vornherein ausschließt. Schon das breite Spektrum an Themen und Fragestellungen, die gleichermaßen zum Gegenstand philosophischer Reflexion werden können, legt eine Bandbreite unterschiedlicher Arten und Weisen der Darstellung nahe. In diesem Sinne verweist auch Aristoteles in der *Nikomachischen Ethik* auf die Notwendigkeit, die einem Sachverhalt jeweils angemessene Darstellungsform zu wählen. Das sittlich Gute als Ziel menschlichen Strebens oder die Gerechtigkeit ließen sich nicht mit derselben begrifflichen Schärfe und mit demselben Anspruch auf gänzlich objektivierbare argumentative Begründung bestimmen wie Kategorien und Argumenttypen. Nicht jeder behandelte Stoff erlaube das gleiche Maß an Genauigkeit, und entsprechend gelte es aus methodologischen Überlegungen heraus, die Form dem Inhalt anzupassen. Weisheit zeichne sich nicht zuletzt dadurch aus, in den einzelnen Teilbereichen der Philosophie und Wissenschaft stets den Grad an Genauigkeit einzufordern, den die Natur der Sache zulasse, anstatt denselben Maßstab an alle Disziplinen anzulegen.¹ Der irreduzible, aber nicht willkürliche Pluralismus an Methoden wie auch an den damit einhergehenden Textgattungen spiegelt das Bestreben wider, einem Sachverhalt in all seinen Facetten möglichst gerecht zu werden, wohl wissend, dass jede Darstellungsform dem, was adäquat vermittelt werden kann, zugleich Grenzen setzt. So manifestiert sich exemplarisch im Existenzialismus des 20. Jahrhunderts die Überzeu-

¹ Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1094b.

gung, dass etwa die Existenz als unmittelbare Erfahrung des gelebten Lebens durch die vertrauten Traktate der abendländischen Philosophietradition zwar teilweise, aber eben nicht vollständig erfasst werden könne. Die Defizite begrifflich scharfer Fachterminologie und umfassender systematischer Monographien machten deren Ergänzung (nicht Ersetzung) durch Formen mit einer größeren Offenheit für unmittelbare Gefühlseindrücke und das subjektive Erleben innerer Konflikte notwendig. So kontrastiert schon Henri Bergson als früher und einflussreicher Wegbereiter existenzphilosophischen Denkens in Frankreich die begrifflichen Abstraktionen mit der konkreten und lebendigen Erfahrung, um den Romanschriftsteller zu loben, der Gefühlen und Vorstellungen »ihre ursprüngliche und lebendige Individualität wiederzugeben sucht«². In dieser affirmativen Bezugnahme auf die Literatur, die als Literatur dennoch nicht mit Philosophie gleichgesetzt wird, folgen Autorinnen und Autoren wie de Beauvoir, Sartre, Marcel oder Camus der Wegweisung Bergsons, und so konstatiert Simone de Beauvoir exemplarisch: »Der Schriftsteller erfreut mich, wenn er das Leben wiederentdeckt, der Philosoph, wenn er den Schriftsteller wiederentdeckt, der als Vermittler zum Leben dienen wird.«³ Konsequenterweise oszillieren die Reflexionen der Existenzphilosophie zwischen der klassischen Form philosophischer Abhandlungen und literarischen oder dramatischen Texten, ohne dass die Demarkationslinie zwischen philosophischer und literarischer Tätigkeit dabei trennscharf gezogen werden könnte.

Das Spektrum mehr oder weniger akzentuiert literarischer Formen der Darstellung philosophischer Topoi ist nicht nur in synchroner Perspektive, sondern auch in historischer Hinsicht breit gefächert. Die abendländische Philosophiegeschichte mag als *philosophia perennis* zwar keine lineare Fortschrittsgeschichte bilden, doch erweist sie sich bei näherer Betrachtung durchaus als Geschichte der fortwährenden Innovation neuer Genres und Modi der Vermittlung und Entwicklung ihrer Inhalte. Solche Darstellungsformen haben freilich weder bloß ornamentalen oder didaktischen Wert, vielmehr erlauben sie jeweils unterschiedliche Konzeptionen dessen, was Philosophie überhaupt bewirken und als dezidiert philosophisches Anliegen artikulieren kann. Neue Formen vermögen, ebenso wie eine neue Fachterminologie, neue Inhalte denkbar zu machen, sind den

² Bergson (1989), S. 124.

³ Beauvoir, *Carnets de jeunesse*, S. 67, zitiert in: Kirkpatrick (2020), S. 71.

Dennis Sölch, Birgit Capelle

spezifischen Gehalten also nicht nur äußerlich, sondern leiten die konkrete Organisation der Gedanken.⁴ So sind etwa die *Epistulae morales* Senecas und die *Confessiones* Augustins zwar gleichermaßen dem Ziel der Beantwortung der Frage nach dem gelingenden Leben verpflichtet, erlauben aber aufgrund ihrer unterschiedlichen formalen Anlage und Gestaltung verschiedene methodische Zugänge und Vorstellungen von der Leistungsfähigkeit der jeweiligen Methode. Verweist die Abfolge öffentlicher Briefe auf eine sukzessive Annäherung an ein Ideal des guten Lebens, die sich in einem sozialen und hierarchisch strukturierten Gefüge, eingerahmt von der orientierungsstiftenden stoischen Lehre, als wechselseitiger Austausch vollzieht, löst Augustins Bekenntnis vor Gott das Streben nach *eudaimonia* aus seinem sozialen Kontext und unterstreicht durch die Gebetsform zugleich die Unverfügbarkeit des Erstrebten. Die Ataraxie lässt sich nicht länger durch Übung der Vernunft aktiv erreichen, sondern obliegt letztlich Gott als demjenigen, bei dem der Mensch Ruhe finden kann, sobald er seine Sündhaftigkeit vollständig offengelegt hat, und bewirkt damit auf der Ebene des philosophischen Inhalts eine Wendung nach innen, die den Weg zu einer Erforschung des Gewissens und des Gedächtnisses eröffnet. Philosophie erweist sich hier als auf eine »nicht auflösbare Weise mit einer spezifischen Form der sprachlichen Artikulation verbunden«⁵, wobei diese Weise durchaus wechselseitig zu verstehen ist: Bestimmte Ideen verlangen nach ihnen angemessenen Formen des Ausdrucks, die im Zuge der Entwicklung und Etablierung des Genres wiederum die Artikulation neuer Philosopheme ermöglichen.

Die in dem vorliegenden Band versammelten Aufsätze widmen sich insbesondere der Frage nach den methodischen Gründen für die bewusste Einbindung literarischer Momente in philosophische Werke sowie, von der entgegengesetzten Richtung aus, nach der gezielten Konzentration philosophischer Gehalte in literarischen und poetischen Texten. Das Buch ist sowohl disziplin- als auch kulturübergreifend angelegt. Wie von der Thematik nahegelegt, kommen philosophische und literaturwissenschaftliche Perspektiven zur Sprache; gleichzeitig schlagen die Beiträge eine Brücke zwischen den literarischen und philosophischen Kulturen und Traditionen diesseits und jenseits des Atlantiks, um auf diese Weise einer eurozentrischen Eng-

⁴ Vgl. Stegmaier (2021), S. 11.

⁵ Schildknecht (2014), S. 44.

führung des Verständnisses von Philosophie und Literatur entgegenzuwirken.

Den Auftakt macht **Alexander Becker**, der in seinem Beitrag den existenziellen und affektiven Bedingungen logisch-argumentativen Denkens anhand der literarischen Gestaltung des Philosophierens in Platons *Phaidon* nachgeht. Platon tritt mit seiner Kritik an der Dichtkunst zwar als Urheber einer strikten Dichotomie von Philosophie und Literatur in Erscheinung, gestaltet seine Dialoge aber paradoxerweise zugleich als durchkomponierte Kunstwerke, denen Fiktionen ebenso wenig fremd sind wie Appelle an unsere Emotionen. Die wirkmächtige Verknüpfung von philosophischem Anspruch und literarischen Mitteln koinzidiert in einem hermeneutischen Problem, will man das Zusammentreffen guter und offenkundig schlechter Argumente für die Fortexistenz der Seele erklären, die Sokrates angesichts seines eigenen bevorstehenden Todes anführt. Vor diesem Hintergrund rekonstruiert Becker die formalen Aspekte der schlechten Argumente in der *Apologie* und im *Phaidon*, insbesondere das Argument aus dem Wiederaufleben und jenes, das auf der Ähnlichkeit der Seele mit den Ideen beruht, um Licht darauf zu werfen, wie die Abweichung vom Ideal philosophischer Argumentation sich erklären lässt und welche Schlüsse aus dieser Art der Inszenierung von Argumentation zu ziehen sind. Dabei zeigt sich, dass die, situativ zumindest partiell effektiven, Argumente, ungeachtet ihrer logischen Mängel, in psychotherapeutischer Manier der Umlenkung existenzieller Angst auf das konkrete und positive Ziel des Philosophierens dienen. Gleichwohl stellt die Einbindung fehlerhafter, aber wirksamer Argumente keinen simplen Griff in die rhetorische Trickkiste dar: Der sokratische Appell, der Philosophie treu zu bleiben, fordert nicht zum Verharren im bloßen Glauben auf, sondern bleibt der Rationalität verpflichtet, wohlwissend, dass diese allein nicht in jeder Lebenslage den Ausschlag zu geben vermag.

Während Platon die Differenz zwischen dem Ideal vollkommener Rationalität einerseits und dem zwangsläufig unter existenziellen Bedingungen stattfindenden faktischen Denken andererseits anerkennt und der reinen Vernunft zumindest situative Konzessionen macht, widmet sich die Philosophie der französischen Aufklärung insbesondere der Vielfalt der menschlichen und allzumenschlichen Voraussetzungen unseres Denkens. Sie spart dabei nicht an mitunter satirischer Kritik an den vermeintlich objektiven Vorstellungen von Moral, Religion oder Politik, deren scheinbare Rationali-

Dennis Sölch, Birgit Capelle

tät sich aus der Perspektive des Fremden als durchaus fragwürdig erweist. Anschaulich zeigt **Oliver Victor** in seinem Beitrag anhand der *Essais* von Montaigne und der *Lettres persanes* von Montesquieu, wie vor allem das Reisemotiv dazu verwendet wird, Gewohnheiten des europäischen Kulturkreises unter Einnahme eines distanzierteren Standpunktes zu spiegeln und zu hinterfragen. So erlauben Montaignes *Essais*, an dem Bildungsprozess teilzuhaben, der sich auf den physischen wie auch geistigen Reisen des Autors vollzieht, während sie zugleich aus einer geradezu kosmopolitischen Perspektive eine Relativierung überzogener Erkenntnisansprüche vornehmen, die das Bekannte mit dem Erkannten identifizieren. Damit das Fremde als solches erfahrbar wird und in Form reflektierter Fremderkenntnis den Anstoß zur ebenso reflektierten Selbsterkenntnis zu geben vermag, bedarf es ausführlicher und detailreicher Schilderungen fremdartiger Sitten und Bräuche, die sich im Kaleidoskop der *Essais* angemessener präsentieren lassen als in einem klassischen Traktat. Diese Vorzüge literarischer Textgattungen macht sich auch Montesquieu zunutze. Seine fiktive, in Briefform gegossene Korrespondenz zweier Perser, die Paris in teils nachdenklicher, teils durchaus humorvoller Weise aus der imaginierten Sicht des Orients betrachten, demonstriert in populärer Weise die weltoffene und kulturrelativistische Haltung der Aufklärung. Bei Montesquieu kulminiert die Kritik am Eurozentrismus in einer vergleichenden Soziologie, die Vorzüge und Nachteile unterschiedlicher Gesellschaften nebeneinanderstellt, ohne sich zu einer übergeordneten Theorieperspektive aufzuschwingen, die den Anspruch erheben würde, ein gleichermaßen ideales wie implementierbares, den kulturellen Gegebenheiten adäquates System zu konzipieren.

Auch jenseits der europäischen Philosophietradition stehen literarische und philosophische Formen immer wieder in einem fruchtbaren Spannungsverhältnis, wie zahlreiche der in diesem Band versammelten Beiträge unter Rekurs auf die Geschichte und Gegenwart der nordamerikanischen Philosophie dokumentieren. Die chronologisch früheste Ausprägung einer genuin amerikanischen Strömung philosophischen Denkens suggeriert durch die Bezeichnung ›Transzendentalismus‹ eine Nähe zur kantischen Transzendentalphilosophie, die freilich in deutlichem Kontrast zu einem essayistischen Stil steht, der seine wirkmächtigste Ausgestaltung bei Ralph Waldo Emerson findet. Dass die Entscheidung für den Essay als literarische Form methodologisch begründet ist und sich insbesondere einer Konzeption

von Exemplarität verdankt, die sich als eine systematische Anknüpfung an und Fortführung von Kants *Kritik der Urteilskraft* verstehen lässt, macht **Dennis Sölch** in seinem Beitrag plausibel. In Abgrenzung zum Gros der Kant-Rezeption in den Vereinigten Staaten, das sich primär der Erkenntnistheorie annimmt, knüpft Emerson an die kantische Ästhetik an, um sie für eine Ethik repräsentativer Lebensformen fruchtbar zu machen. Analog zum Geschmacksurteil, das aufgrund seines Subjektbezugs keine universale Geltung beanspruchen kann, jedoch exemplarisch auf eine allgemeine Regel verweist, die sich einer begrifflichen Bestimmung entzieht, sucht Emerson ethische Urteile über gelingende Lebensentwürfe, vermittelt über exemplarische Leistungen ›moralischer Genies‹ oder ›Repräsentanten der Menschheit‹, als subjektiv allgemein zu verstehen. Unter Zurückweisung der strikten Dichotomie von Ethik und Ästhetik erlauben ethische Ideale eine Orientierung an einer allgemeinen Regel, die selbst nicht abschließend begrifflich zu bestimmen ist. Existenzielle und ethische Ideale sind zwar nicht Gegenstand von Erkenntnisurteilen, aber der vernünftigen Reflexion und argumentativen Kritik prinzipiell zugänglich. Insofern Philosophie die Erfahrung gelingenden Lebens intelligibel zu machen strebt, greift sie unweigerlich auf literarische Mittel zurück, ohne jedoch mit Literatur identisch zu werden.

Von der methodischen Notwendigkeit, Logizität und Exaktheit als Gütekriterien philosophischer Theoriebildung durch narrative und metaphorische Mittel zu ergänzen, um dem ›Mehr‹ der Erfahrung gegenüber unserer Begriffs- und Theoriebildung Rechnung zu tragen, ist auch William James überzeugt. Werden terminologische Unschärfen und das Fehlen einer alles umfassenden Systematik dem Jamesschen Pragmatismus meist als Defizite ausgelegt, zeigt **Ana Honnacker** auf überzeugende Weise, dass dessen literarischer Anspruch aufs Engste mit einem spezifischen Philosophieverständnis verbunden ist, das, wie bei Emerson, dem Überschüssigen jeder begrifflich erfassten Erfahrung gerecht zu werden sucht. Pragmatistische Philosophie tritt dabei auch deshalb in Opposition zur klassischen akademischen Disziplin, weil sie der Beheimatung in der Welt zu dienen beansprucht, insofern sie auf ein tieferes Verständnis der konkreten, vom Menschen unmittelbar erlebten Wirklichkeit abzielt. Die Wahl einer philosophischen Position erfolgt daher nicht nach Maßgabe rein rationaler Abwägungen, sondern ist stets abhängig von Fragen des Temperaments. In jedem Fall ist die sich dem philosophischen Zugriff darbietende Welt weder beständig noch geordnet

Dennis Sölch, Birgit Capelle

oder in ihrer Totalität zu überblicken; Philosophie kann folglich nur mosaikartig und pluralistisch sein. James vertritt konsequenterweise einen noetischen Pluralismus, der für eine Vielzahl unterschiedlicher Zugänge zur Welt mit dem Ziele wechselseitiger Ergänzung plädiert. Eine solche polyphone Erschließung der Welt, so Honnacker, lasse sich als erzählerische Praxis verstehen, die der begrifflichen Beherrschbarmachung, Hypostasierung und Reduktion von lebendiger Erfahrung entgegensteht, ohne in einen radikalen Konstruktivismus zu münden, der sich letztlich als dysfunktional und pragmatisch unzulänglich erweisen muss.

Die vom amerikanischen Pragmatismus in gewisser Weise nahegelegte unscharfe Abgrenzung von Philosophie und Literatur greift **Christa Buschendorf** in ihrem Beitrag zur Lyrik von Emily Dickinson auf und demonstriert, inwiefern diese pragmatistischen Denkprinzipien folgt und eine von der Philosophie des Pragmatismus geprägte Ästhetik aufweist. An die Neukonzeption des Erfahrungsbegriffs, vor allem durch Dewey, sowie die Forderung nach einem erfahrungs- und handlungsgesättigten Philosophieren anknüpfend, zeichnet sich auch Dickinsons Lyrik aus durch eine die Lebenswelt wie die Sprache beständig neu erprobende, experimentelle und prozessuale Poetik. Analog zu Dickinsons Neigung zu einem schrittweise sondierenden, poetisch-philosophischen Erforschen (*probing*) von Phänomenen und Themen präsentiert ihre Lyrik experimentierend voranschreitende Denk- und Konzeptionalisierungsprozesse, die sich dem niemals abschließend erfassbaren Unangeeigneten umkreisend annähern, meist ausgehend von einer Erfahrung, einem Gefühl, einem Gedanken oder einer initialen Beobachtung. Namentlich mit Blick auf »I stepped from Plank to Plank« und einige sogenannte »definition poems« wird deutlich, wie sich Dickinsons poetische Praxis analog zum Pragmatismus aus einer Weltanschauung speist, die das Dilemma der grundlegend unsicheren menschlichen Existenz ernstnimmt. Die Deutung Dickinsons als eine die pragmatistische (experimentelle) Methode teilende Poetin argumentiert *gegen* die Wertung ihrer Lyrik als misslungenes, nicht wirkliches, weil nicht geschlossenes »Projekt«, und *für* das Lesen ihrer Dichtung als offene, poetische Denk-Reisen, auf die wir uns als Leserinnen und Leser einlassen können, ohne uns von vornherein durch konventionsbasierte Erwartungen (z. B. Kohärenz oder *closure*) denkerisch zu begrenzen.

Herwig Friedl widmet sich in seinem Beitrag dem Werk der amerikanischen Schriftstellerin, Poetin und Dramatikerin Gertrude

Stein, einer zentralen Gestalt der im Paris des beginnenden 20. Jahrhunderts florierenden transatlantischen Moderne und Ikone modernistischer Literatur. Besteht Steins Œuvre auf den ersten Blick zu annähernd gleichen Anteilen aus im engeren Sinne philosophischen und literarischen Schriften, so eint doch beide ein durchgehendes Interesse an der Seinsfrage. Mit Friedl lässt sich entsprechend von ontologischen und ontographischen Werken sprechen, die als Antwort auf die gemeinsame ontologische Intuition verstanden werden können, die Stein bei Emerson, James, Dewey, Mead und auch in der Prozessphilosophie Whiteheads vorfindet. Um die bedeutsamen Implikationen und die überregionale Relevanz von Steins ontologischem Grundgespür zu verdeutlichen, werden heuristisch wesentliche Einsichten Heideggers zur Erläuterung herangezogen. Unter Rückgriff auf ihre Grundbegriffe *human mind* und *human nature* zeigt sich, wie Stein die Seinsfrage in ihren ontologischen Schriften sprachlich-denkerisch ergründet, während sie in ihren ontographischen Schriften Seiendes/Wesenheiten (*beings*: Personen oder Dinge) kreativ in ihr Sein (*Being*) schreibt, das heißt literarisch und poetisch *präsentiert*. Der Beitrag stellt insgesamt einen Ansatz dar, Steins ontologische Grundannahmen im Dialog mit Pragmatismus und Ontologie vorzustellen und die so faszinierende wie schwierige und oft enigmatische Sprache ihrer Texte als Ausdruck eines Versuchs auszulegen, dem sich immer wieder entziehenden Sein des Seienden nahe zu kommen, ohne sich auf die Zwänge, die etablierten Dogmatismen und blinden Flecken tradierter philosophischer Begrifflichkeiten einzulassen. Entsprechend wird veranschaulicht, wie Steins fundamentalontologische Vision sowie ihr daraus hervorgehendes modernistisches Schreiben sich in einer mystischen Tradition befinden, deren Ur-Intuition sich bereits bei Parmenides findet und die sich in Werken von Angelus Silesius, Emerson und James manifestiert.

Während Systematizität gemeinhin als wesentliches Merkmal philosophischer Texte angesehen wird, können Reflexionen darüber, wie ein System überhaupt vorgestellt werden kann, nicht ohne die Voraussetzung wiederum systematischer Prämissen expliziert werden. Unter Rückgriff auf Blumenberg lassen sich unterschiedliche Metaphoriken ausweisen, die implizite Vorstellungen von der Beschaffenheit eines Systems transportieren und unser Nachdenken über Begriffszusammenhänge, Kohärenz oder Erklärungsansprüche anleiten, ohne selbst notwendig thematisch zu werden. Neben Strawsons Modell eines Begriffsnetzes ist die Leitmetaphorik des Gedanken-

Dennis Sölch, Birgit Capelle

gebäudes die wohl dominierende Vorstellung von einem philosophischen Ordnungszusammenhang. **Dennis Sölch** zeigt in seinem Beitrag, wie diese Metapher bei Thoreau und Heidegger rekontextualisiert und in Form von Reflexionen über konkrete Gebäude, insbesondere Thoreaus Hütte am Waldensee und Heideggers Schwarzwaldhütte bei Todtnauberg, zum Zentrum literarischer Phänomenbeschreibungen wird. Anhand der Rekonstruktion einzelner Aspekte solcher Architektoniken – von der Grundsteinlegung über den Hausbau sowie die Innen- und Außenperspektive auf das Haus bis hin zum Abriss oder Auszug –, bei denen keine scharfe Demarkationslinie zwischen materiellem Gebäude und philosophischem Gedankengebäude gezogen werden kann, zeigen sich unterschiedliche Facetten und Funktionen solcher Behausungen, die zumindest tentativ wieder in explizite Überlegungen zum Systembegriff übersetzt werden können.

Dass die Entscheidung für eine dezidiert literarische Form nicht nur aus methodologischen Erwägungen heraus getroffen werden kann, sondern ein Roman selbst die adäquate Ausdrucksform für eine performativ verstandene Philosophie darzustellen vermag, steht im Zentrum des Beitrags von **Sebastian Hüsich**. Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* erweist sich im Zuge der Untersuchung als Variante einer Philosophie im Modus der Möglichkeit, die den Roman als eine ›liberale Alternative‹ zu den klassischen Formen der akademischen Schulphilosophie anbietet. Auch wenn sich Musils existenzphilosophisches Interesse an der Frage nach dem gelingenden Leben, das sich nicht einfach in die vorgegebenen Einteilungen fügt, wesentlich aus der Philosophie Nietzsches speist und dessen erkenntnistheoretischen Perspektivismus übernimmt, wendet er sich gegen die darin enthaltene radikale Systemkritik. Im Sinne von Schlegels Vorstellung eines zwischen enthusiastischer Affirmation und ironischer Distanzierung schwebenden Systems geht es Musil darum, perspektivischen Möglichkeiten Raum zur Entwicklung zu geben, die ein aphoristischer Stil nicht zu leisten vermag. Vor dem Hintergrund dieser Reflexion stellt der Roman einen Möglichkeitsraum dar, innerhalb dessen Ideen sich entwickeln und entfalten können, deren Vorbehaltscharakter aber zugleich durch die ironische Brechung der romaninternen Wirklichkeit stets präsent bleibt. Damit weist der Roman auf Möglichkeiten authentischer Existenz hin, erkennt dabei jedoch an, dass sie sich der vollständigen sprachlichen Einholung notwendig entziehen.

Literarische Narration kann nicht nur aus methodologischen Gründen zur Form philosophischen Denkens werden, sondern, wie

Michael G. Festl in seinem Beitrag konstatiert, gewissermaßen zur Rettung der Philosophie bzw. des für die praktische Philosophie zentralen Konzepts der Intersubjektivität beitragen. Ausgangspunkt sind sogenannte transformative Erfahrungen, wie sie Laurie Paul anhand der Erfahrung des Mutterwerdens als kritische Replik auf Theorien der rationalen Entscheidungsfindung entwickelt. Im Zuge solcher Erfahrungen verändert sich das Präferenzset einer Person in einer Weise, die es unmöglich macht, die künftige Bewertung der relevanten Entscheidung vorherzusehen. Man entscheide sich dafür, ein anderer Mensch zu werden, dessen Präferenzen erst dann zugänglich sind, wenn man bereits dieser andere Mensch geworden ist. Mit einer solcher Konzeption scheint nun allerdings auch das Konzept der Intersubjektivität gefährdet: Wenn ich nicht mehr in der Lage bin, grundlegende Präferenzen meines eigenen künftigen Ich zu antizipieren, werde ich kaum die Interessen und Wünsche anderer Menschen adäquat erfassen und mich in sie hineinversetzen können. Eine solche Konsequenz ist jedoch kontraintuitiv; de facto funktioniert unsere wechselseitige intersubjektive Abstimmung überraschend reibungslos. Nicht die empirische Wissenschaft, sondern die Literatur ermögliche das Ausbilden einer Kompetenz des Hineinversetzens in andere, wie Festl auf den drei Ebenen der Schöpfung bzw. Vermittlung von Erfahrungen, der Verzerrung, Vergrößerung oder Intensivierung von Alltagserfahrungen und schließlich der Neubeschreibung von Erfahrungen illustriert. Vor allem jene dritte, unter Rekurs auf Rorty entwickelte, Ebene könne zu fundamentalen Änderungen des Vokabulars führen, mit dem wir uns selbst und unsere Welt beschreiben, also unseren Präferenzhaushalt modifizieren; und dies sogar auf eine gezielte, wenn auch nicht vollständig kontrollierbare Art und Weise. Diese transformative Kraft der Literatur erlaube es, am Konzept der Intersubjektivität festzuhalten, insofern sie es uns ermöglicht, uns sowohl in unser mögliches zukünftiges Selbst als auch in die Empfindungen und Erfahrungen unserer Mitmenschen annäherungsweise hineinzusetzen.

Dass sich die abendländische Philosophiegeschichte zugleich als eine Geschichte der Innovation literarischer Formen und Gattungen verstehen lässt, die es erlauben, neue Philosopheme zum Ausdruck zu bringen, steht im Mittelpunkt des abschließenden Beitrags aus der Feder von **Werner Stegmaier**. Ausgehend vom Lehrgedicht des Parmenides, das eine namenlose Göttin einführt, um die Identität von Wahrheit und Sein zu verkünden und dabei zugleich einen argumentativen Zirkel zu vermeiden, skizziert Stegmaier die allmähliche Entfaltung

Dennis Sölch, Birgit Capelle

verschiedener Formen philosophischer Schriftstellerei, die keineswegs bloßes Dekor darstellen, sondern unterschiedliche Inhalte zu plausibilisieren helfen und jeweils andere Haltungen des Philosophierens transportieren. Anhand exemplarischer Auseinandersetzungen mit den Protagonisten philosophisch-literarischer Neuerungen, insbesondere Augustinus, Descartes und Wittgenstein, vor dem Hintergrund des jeweiligen kulturellen und philosophiegeschichtlichen Kontextes wird die Geschichte der Philosophie über die Interdependenz von Form und Inhalt des Philosophierens erschlossen. Ergänzt wird der Beitrag durch systematische Überblicksdarstellungen zu den Formen philosophischer Schriften in Antike, Mittelalter, Neuzeit und Gegenwart, um auf dieser Grundlage abschließend einen tentativen Blick in die Zukunft möglicher Innovationen zu richten, die der Philosophie durch digitale Vernetzung oder künstliche Intelligenz zuwachsen.

Im Prozess der Fertigstellung haben wir von unterschiedlichen Seiten Anregungen und Unterstützung erhalten, die maßgeblich zum Gelingen des Projekts beigetragen haben. Besonderer Dank gilt Matthias Ernst Bähr für seine kritische Durchsicht des Manuskriptes und seine Hilfe bei der Endredaktion. Martin Hähnel und dem Team des Alber Verlags danken wir für die gewohnt reibungslose Zusammenarbeit und die Bereitschaft zur Veröffentlichung des Buches.

Wir widmen dieses Buch dem Andenken von Herwig Friedl, der kurz vor der Veröffentlichung nach schwerer Krankheit verstorben ist. Der philosophische Austausch mit ihm wird uns ebenso fehlen wie seine herzliche, verbindliche und tiefgründige Persönlichkeit. Für seine freundschaftliche Unterstützung über viele Jahre hinweg werden wir ihm immer dankbar sein.

Bibliographie

- Aristoteles (1995): *Philosophische Schriften, Bd. 3: Nikomachische Ethik*. Eugen Rolfe (Übers.), Günther Bien (Bearb.), Hamburg: Felix Meiner.
- Bergson, Henri (1989): *Zeit und Freiheit*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Kirkpatrick, Kate (2020): *Simone de Beauvoir. Ein modernes Leben*. München: Piper.
- Schildknecht, Christiane (2014): »Literatur und Philosophie: Perspektiven einer Überschneidung«, in: Christoph Demmerling, Ingrid Vendrell Ferran (Hg.): *Wahrheit, Wissen und Erkenntnis in der Literatur. Philosophische Beiträge*. Berlin: Akademie Verlag, S. 41–56.
- Stegmaier, Werner (2021): *Formen philosophischer Schriften zur Einführung*. Hamburg: Junius.